



Kirchenraum und Gemeinschaft

Statement zur Podiumsdiskussion im Rahmen der Interdisziplinären Tagung „RAUMKULT – KULTRAUM: Architektur und Ausstattung in (post)traditionalen Gemeinschaften“ (15. – 17. März 2018)

17. März 2018, Katholische Privat-Universität (KU) Linz

Liturgische Orte eines Bischofs

Als Bischof bin ich als Segensspender gefragt, das heißt, sehr oft zu Segnungen eingeladen. In den letzten Wochen und Monaten waren es Haussegnungen, die Segnungen einer Steuerberatungsfirma, des Landestheaters in Linz, der Tageskliniken in Wels und der Vinzenzgruppe in Linz, von Pfarr- und Gemeindezentren, von Fahrzeugen und Kinderfahrzeugen in Stadl-Paura, von Sportstätten, von Schulzentren, von Seilbahnen und Tourismuseinrichtungen, von Schlaustrom, einer Energievermarktungsfirma, von Industrieanlagen, von Standarten für Studentenverbindungen. Ich sollte ein Brotmuseum (Paneum), Medienzentren, Wohnhäuser segnen. Segnen, das heißt, die Hand auf etwas legen und sagen: Du gehörst trotz allem Gott. ... Wir haben Gottes Segen empfangen in Glück und im Leiden. Wer aber selbst gesegnet wurde, der kann nicht mehr anders als diesen Segen weitergeben, ja, er muss dort, wo er ist, ein Segen sein. Nur aus dem Unmöglichen kann die Welt erneuert werden; dieses Unmögliche ist der Segen Gottes.¹ Alle Dinge, alle Räume sollen zum Segen und zum Ort der Gegenwart und der Zuwendung Gottes werden. – Eucharistie, Quelle, Mitte und Höhepunkt des kirchlichen Lebens, feiere ich auf Berggipfeln und an Waldheiligtümern, in Fabrikhallen und Schulen, in Bierzelten und auf Sportplätzen, in Gefängnissen, mit Wohnungslosen und AsylwerberInnen, im Musiktheater, in Kultur- und in Messehallen, im Hospiz und in Häusern. Im Advent und in der Weihnachtszeit bin ich gleich viel in Gefängnissen und im Mariendom.

Kirchenräume und andere Tempel

Kirchen und ihre Türme verkörpern eine ethische, soziale, spirituelle und zugleich eine ästhetische Instanz. Gerade in unserer Zeit, in der eine gewisse Orientierungslosigkeit nicht zu verstecken ist, zweifelt kaum jemand an der Existenzberechtigung eines Glockenturmes, wenngleich manche sich gegen die akustische Vorgabe eines Tagesablaufs sträuben. Kirchen vermitteln durch ihre bauliche Präsenz, schweigend, ein stilles Wissen aus Erfahrungen und Zukunftshoffnungen. Sie faszinieren Jung und Alt, die Gebliebenen und die BesucherInnen, die Romantiker und die Modernen, die Gläubigen und die Nichtgläubigen. Kirchen stehen für Schutz, aber auch für den Anspruch auf Macht. Der Turm steht für Schutz und Geborgenheit, schafft Distanz und gewährt zugleich Übersicht. Und Kirchen haben als Typ etwas Universelles.²

Heute hat sich die Lage auf Grund gesellschaftlicher Phänomene – der Säkularisierung und Individualisierung – drastisch geändert. Kirchenraum und Glaube bilden für die meisten Menschen nicht mehr die Mitte des Lebens, für viele andere spielt Religion überhaupt keine Rolle mehr. Der tägliche und wöchentliche Rhythmus wird nicht mehr von der Religion bestimmt.

¹ Dietrich Bonhoeffer, Gesammelte Schriften 4, 595f.

² Vgl. Gion A. Caminada, Nähe gewinnen zu den Dingen, aus: Werk, Bauen und Wohnen 1/2, 2014.

Zwar erfreut sich die kirchliche Feier des Lebenszyklus, insbesondere bei den „rites de passages“ (Übergangsriten Geburt, Hochzeit, Sterben) immer noch einiger Beliebtheit, doch hat auch hier die Kirche ihr Monopol verloren.

Die Kirchengebäude haben sich oft von den übergeordneten kulturellen und spirituellen Aspekten, in denen Funktion und Form in einer Dialektik standen, emanzipiert. Die ästhetischen und die damit oftmals verbundenen ökonomischen (touristischen) Aspekte überwiegen. Oder Kirchenbauten stehen funktional für die Versammlung der Gemeinde, ohne dass Form, Materialien und Architektur etwas von Transzendenz vermitteln würden.

Man merkt in einer Stadt und in einer Region, wem die Dome der Wellness, die Tempel des Sports, des Geldes und der Gourmets, die Kathedralen des Nahverkehrs, die Gotteshäuser des Konsums, die Kultorte der Kunst und der Kultur geweiht sind. In der Architektur einer Stadt wird auch sichtbar, wer die Hohenpriester sind, durch welche Wirklichkeits-, Wahrheitsverständnis vermittelt wird, wer bestimmt, was wichtig ist, wer festlegt, wie Beziehungen zu sein haben. Manches im Internet wird wie eine Kathedrale inszeniert. Weihnachtsshopping und Christmette ist in den Medien in einem Aufwaschen zu machen. Hat nicht jedes Unternehmen und jedes Medium seine eigene Community? Wollen sie Identitäten, Zugehörigkeiten schaffen ohne wirkliche Kommunikation und konkrete Verantwortung?

„Das Sakrale an sich ist keineswegs aus der Mode gekommen, ganz im Gegenteil. Allerdings haben sich die Intentionen verändert: Kathedralen werden momentan nicht für Gott, sondern für den Konsum gebaut. Der freilich erfährt eine sakrale Prägung, und man greift, sobald sich die Gelegenheit bietet, auf die traditionell-sakrale Formensprache zurück. (...) Sakralität ist, christlich gesehen, keine bloße Gefühlssache. Sakralität hat mit Glauben und damit mit Inhalten, also mit Offenbarung zu tun. Architektur und Kunst können aus diesem Grund nicht allein mit der Sakralitätsthematik fertig werden. Es bedarf des Wortes und der persönlichen Entscheidung, um den ganz Anderen hör- und dann sichtbar zu machen.“³

Innenraum-Gestaltung Mariendom⁴

Der Linzer Mariendom wurde 1924 nach mehr als 60 Jahren Bauzeit fertiggestellt und eingeweiht. Die Innenraumgestaltung des Domes wartete aber auf eine Verwirklichung, die seiner mächtigen Architektur gerecht wird. In den Krisenzeiten nach dem Ersten Weltkrieg wurde nicht die ursprünglich geplante Raumgestalt umgesetzt, man behalf sich vielmehr mit jener provisorischen Aufstellung, die sich während der Bauarbeiten ergeben hatte. Über die Jahrzehnte gewöhnte man sich daran, obwohl dieses Provisorium für ein neugotisches Münster dieser Größenordnung durchaus unpassend war. In den 1980er-Jahren stand eine Umgestaltung an, um auch im Mariendom die Gottesdienste nach dem vertieften Liturgieverständnis des Zweiten Vatikanischen Konzils feiern zu können. Man konnte sich damals jedoch auf keine Lösung einigen, die die theologischen und architektonischen Vorgaben anspruchsvoll und kreativ miteinander verbindet. So blieb es beim Provisorium – es wurde bloß ein Holzpodium mit mobilem „Volksaltar“ aufgestellt.

Herzstück der Neugestaltung war die Schaffung eines für die Vielgestaltigkeit der Liturgie geeigneten Altarraums in der Vierung des Mariendoms, der eine Feierkultur im Sinne des

³ Bertram Stubenrauch/Ysabel von Künsberg, Kirchenbau und Glaube, in: Angelika Nollert u. a. (Hg.), Kirchenbauten in der Gegenwart. Architektur zwischen Sakralität und sozialer Wirklichkeit, Regensburg 2011, 144-149, hier: 148f.

⁴ Neuer Raum im Neuen Dom. Die Gestaltung des Altarbereichs zur gemeinsamen Feier im Mariendom, Linz 2017.

Communio-Gedankens des II. Vaticanums in besonderer Weise ermöglicht. Die Bischofskirche sollte diesbezüglich Leitkirche sein, befand sich aber in einem Zustand, der die liturgischen Provisorien der 1980er Jahre widerspiegelt. Der von der Jury einstimmig beschlossene Entwurf der Architekten Kuehn/Malvezzi und des Künstlers Zobernig (Berlin / Wien) macht die historische Raumgestalt mit ihrer großzügigen und klaren Grundstruktur wieder sichtbar. Die Neugestaltung betont den Dom als Wegkirche: Betritt man den Mariendom im Turmbereich, fällt der Blick nach vorn auf den historischen Hochaltar mit dem lebensgroßen Kruzifix, der Immaculata-Statue am Altarbaldachin und dem Fenster, das die Aufnahme Mariens in den Himmel zum Thema hat. In diese Wegkirche ist ein Versammlungsraum eingebaut – Menschen, die „unterwegs“ sind, versammeln sich zur Feier der Eucharistie und zum Hören des Wortes Gottes. Sie halten inne und finden Rast bei dem, zu dem hin sie letztlich unterwegs sind – sie feiern das Gedächtnis Christi. In der exakten Mitte entsteht so eine konzentrische Zone, in der die Spannung von Versammlung und Aufbruch, die jede Liturgie prägt, spürbar wird. Dieses Schnittfeld der Hauptachsen des Doms wird als Gemeinschaftsraum gestaltet. Die Versammlung kommt zum Ausdruck, indem die Mitfeiernden auf allen Seiten – um den Altar versammelt – ihre Plätze finden.

Markant stehen die schlichten Skulpturen Altar und Ambo, Kathedra und Priestersitz im Zentrum. Die Gemeindebänke (mit gleicher Anzahl an Sitzplätzen wie bisher) fokussieren aus drei Seiten auf die Mitte hin und bilden mit ihr zusammen ein gemeinsames Spannungsfeld aus.

Neben und hinter den Leitungssitzen und diesen zugeordnet ist der Raum für Diakone, Konzelebranten und Domkapitel sowie für die liturgischen Dienste (LektorInnen, KantorInnen, MinistrantInnen). Daran fügt sich der Bereich für den Domchor an, der somit den Kreis der Gemeinde um den Altar schließt.

Das Chorgestühl ist wieder an seinen ursprünglichen Platz. Dadurch ist das durch Erhöhung und Farbverwendung als besonders kostbar herausgehobene historische Presbyterium wieder frei und unverstellt sichtbar.

Räume wirken

Räume können beruhigen und verstören, einladen und abweisen, ermutigen und überwältigen. Der Kirchenraum ist selbst Symbol des Glaubens, weil er zu großzügig ist, um nur der Funktion als Versammlungsraum für die Kirchengemeinde zu dienen, mehr als ein wirtschaftlich genutzter Veranstaltungsraum. Seine Großzügigkeit macht ihn zum Symbol für Gottes großherzige Haltung gegenüber seinen Geschöpfen. Je nach Architekturauffassung einer Epoche und dem damit verbundenen Kirchenverständnis kann ein Kirchenraum schützender Zufluchtsort, Modell des Neuen Jerusalem, Theatersaal des Himmlischen, asketischer Rückzugsort, Rastplatz für das wandernde Volk Gottes, Versammlungsraum der Gemeinde etc. sein. Ein sakraler Raum ist jedoch mehr als nur ein Ort zum Wohlfühlen (Verwohnzimmerung!). Nur dann, wenn er Nähe und Distanz vermittelt, wenn er Vertrautheit und Fremdsein in Balance bringt, kann er Gottes Gegenwart, seine Nähe und Unverfügbarkeit anzeigen. „So z. B. spricht ein prozessionsartig ausgerichteter spätgotischer Raum vom Unterwegssein des Menschen und der Kirche in einer klaren Orientierung auf den wiederkehrenden Christus. Ein solcher Raum kann nicht gewaltsam zu einem Erlebnisraum einer Gemeindekirche umgepolt werden.“⁵

⁵ Hermann Glettler, Gastfreundschaft im Kirchenraum. Der Kirchenraum in der Spannung von gewachsener Vertrautheit und gastfreundlicher Offenheit, in: ThPQ 165 (2017), 123-131, hier: 125.

Ein Kirchenraum, der Angst macht?

Eine sublimen Topographie des Domes begegnet in Franz Kafkas Roman „Der Prozess“. Im vorletzten Kapitel begibt sich die Hauptfigur Josef K. in den Dom, um einem italienischen Geschäftspartner die kunsthistorischen Schätze zu zeigen. Der Italiener erscheint jedoch nicht. K. verbringt eine Stunde im Dom, es lässt ihn seine Situation im „Prozess“ neu erleben, bevor er im darauffolgenden letzten Kapitel exekutiert wird. Kafka verwandelt in diesem Kapitel den Dom in eine fremde, Angst machende Szenerie, in ein fundamental negatives Raum-Erlebnis: „K. betritt den Dom nicht in religiöser Absicht. Aber dieser tut dennoch seine Wirkung auf ihn. Nur erlebt K. diese alles andere als wohltuend. Die Größe, Erhabenheit und Stille erbauen K. nicht, sondern machen ihm Angst. Die im Dom eingelagerten Spuren von Religiosität inspirieren ihn nicht. Die Begegnung mit dem Geistlichen lässt ihn zwar reflexartig die religiösen Gesten mitvollziehen und Kirche als Kommunikation von oben nach unten und dann auch wieder ganz vertraut erleben, aber alles fügt sich für ihn nicht zusammen zu einer ‚heilen Welt‘. K. ist zwar drinnen, doch erlebt er dies wie ein Gefängnis. Aber er ist ja auch ‚Angeklagter‘ – freilich ohne zu wissen wofür.“⁶

Eine Zusammenfassung dieser sublimen Topographie des Domes im Kapitel „Im Dom“ lässt sich folgendermaßen schildern: „Das Ganze beginnt damit, dass K. nur äußerst widerwillig überhaupt die Aufforderung zur Domführung übernimmt. Weil er in seiner Firma aber als Kunstkenner gilt, kann er sich nicht entziehen. Auf der Fahrt zum Dom wird ihm die Unerfreulichkeit der Situation schon im Voraus deutlich: *Der Regen war schwächer geworden, aber es war feucht, kühl und dunkel, man würde im Dom wenig sehen, wohl aber würde sich dort, infolge des langen Stehens auf den kalten Fliesen, K.s Verkühlung sehr verschlimmern.* (174) Am Domplatz und in der Kirche fällt ihm nur auf, dass sie gänzlich leer sind. ... *es fiel natürlich niemandem ein, jetzt hierher zu kommen* (ebd.). Dass K. nicht in religiöser Absicht den Dom betritt, wird auch an der Hast deutlich, mit der er die Kirche betritt und sie sofort wieder verlässt, weil er den Italiener nicht findet. Nach einem Absuchen der Seiteneingänge geht er wieder in den Dom und kauert sich in eine Bank. Als Gegenbild lässt der Erzähler ihn im Vorübergehen *ein altes Weib* wahrnehmen, *das, eingehüllt in ein warmes Tuch, vor einem Marienbild kniete und es anblickte* (ebd.) K. erlebt keinerlei ‚warme Umhüllung‘, kniet auch nicht, nimmt keine Bilder in religiöser Absicht wahr, sondern friert und merkt, wie es immer dunkler wird in der Kirche. Auch eine zur Beleuchtung der Altarbilder angebrachte Kerze *vermehrte vielmehr die Finsternis* (175). (...) Von sich selbst her und seinen eigenen Kerzen verbreitet der Dom für K. keinerlei einladende Atmosphäre. Nur Kälte, Dunkelheit und Langeweile angesichts der herrschenden Stille, während der Italiener nicht kommt. (...) Erst, als er plötzlich ganz unerwartet auf der Kanzel den Geistlichen erblickt, der sich bizarrerweise anschickt, in der leeren Kirche eine Predigt zu halten, kommt K. ein der Atmosphäre eigentlich entsprechendes religiöses Verhalten in den Sinn: *Dann nickte er ganz leicht mit dem Kopf, worauf K. sich bekreuzigte und verbeugte, was er schon früher hätte tun sollen.* (177) Das Gesehenwerden – und dann sogar das Angesehen-Werden – von dem Geistlichen ist ihm aber Anlass genug, möglichst schnell dem Ausgang zuzustreben. Jetzt erlebt er die Atmosphäre des Doms vollauf als unmenschlich: *auch schien ihm die Größe des Doms gerade an der Grenze des für Menschen noch Erträglichen zu liegen* (178) Der Dom wirkt auf ihn in seiner übermenschlichen Ausdehnung wie ein Gefängnis, der Ausweg durch eine der drei kleinen, dunklen Holztüren erscheint ihm als Weg in die Freiheit. Aber er kann nicht mehr dorthin fliehen, weil ihn der Geistliche

⁶ Tilman Beyrich, Theosphären. Raum als Thema der Theologie, Leipzig 2011, 241.

nötigt, näher zu kommen. Direkt unter (...) die Kanzel soll er sich stellen, damit der Geistliche ihn (...) von oben herab ansprechen kann: *Du bist Josef K. ... Du bist angeklagt.* (...) (179)⁷

Wozu braucht die Kirche die Kirchen überhaupt?

Zum einen natürlich für ihre eigenen gottesdienstlichen Belange. Zu einem zweiten aber braucht sie „die Kirchen, weil viele Menschen sie brauchen (*domus hominis religiosi, spiritualis, aethetici* etc.). Kirche ist Gastgeberin für eine beeindruckende Zahl an BesucherInnen, die mit den Kirchengebäuden ein Bedürfnis nach Weitung und Überschreitung ihres Daseins verbinden, das sie selber nicht immer religiös interpretieren.“ Und sie braucht Kirchen, um beides miteinander zu verbinden: die Sehnsucht der Menschen nach Selbsttranszendenz, die in dieser Kultur unterschiedliche Formen annimmt, mit der Gegenwart Gottes im Gottesdienst der christlichen Gemeinde. Kirchen sind nicht nur Hybridräume der Transzendenz. Sie sind auch Orte einer religiösen Transzendierung von Transzendenz, einer Vertiefung und Überschreitung derjenigen kulturellen Formen der Daseinsweitung, die ästhetisch, sozial, politisch verfasst sind, in einem umfassenden Horizont, der Gegenwart Gottes. In Kirchen als *domus ecclesiae et hominis religiosi, spiritualis et aethetici* wird gewissermaßen ein zweites Mal von Gott her überschritten, was Menschen am Ort des Museums, des Fußballstadions, der Arbeit, im Kino an Erfahrungen der Daseinsweitung gemacht haben.“

Kirchenbau und Gemeindebildung bedingen einander

„Wesen des christlichen Gottesdienstes ist die Verherrlichung Gottes durch Jesus Christus im Heiligen Geist – ein Nachvollziehen der Bewegung, die Gott selber ist. So, wie Gott zu uns Menschen gesprochen hat und spricht, sprechen wir mit ihm. Die feiernde Gemeinde ist niemals Selbstzweck, der um sich selbst kreist, sondern ist verwiesen auf den ganz Anderen, auf Gott. Daher ist auch nicht einfach Christus die Mitte des Gottesdienstes, erst recht nicht die eucharistischen Gaben, die ihn vergegenwärtigen, sondern die wechselseitige Begegnung von Gott und Menschen durch Christus im Heiligen Geist. Mitte des Gottesdienstes ist also die heilige Handlung, der gnadenhafte Wesensaustausch zwischen Gott und Mensch. Dies geschieht (...) in unterschiedlichen Vollzügen. Die Gemeinde bildet den Raum, Gottes heiligen Tempel, in dem der Geist wohnt (1 Kor 3,16), die Versammlung, in der Christus gegenwärtig wird (Mt 18,20), um den priesterlichen Dienst der Vermittlung zu leisten. Gegenwärtig ist Christus auf verschiedene Weise: in der versammelten Gemeinde und ihrem geweihten Vorsteher, in den Gestalten des Wortes und der eucharistischen Gaben (SC 7).“ Es geht um die Frage, wie eine solche Konzeption im Raum sichtbar gemacht werden kann. „Die Gottesdienstgemeinde, die konkreten Menschen, bilden den ‚Raum‘ So schaffen sie sich selbst nach Möglichkeit das ihnen angemessene ‚Gehäuse‘. Gemeindebildung und Kirchenbau bedingen einander.“⁸

Kirchen als „Hybridräume der Transzendenz“?

⁷ Tilman Beyrich, Theosphären. Raum als Thema der Theologie, Leipzig 2011, 240f. Die Romanzitate stammen aus der Ausgabe: Franz Kafka, Der Prozess (Franz Kafka, Gesammelte Werke, hg. von Max Brod, Taschenbuchausgabe in sieben Bänden, Bd. 2), Frankfurt/M. 1983.

⁸ Albert Gerhards (Hg.), In der Mitte der Versammlung. Liturgische Feerräume (Liturgie & Gemeinde. Impulse & Perspektiven 5), Trier 1999.

Der evangelische Pastoraltheologe Thomas Erne fragt angesichts der Besucheranstürme in den Kirchen: „Was sucht nun dieses Millionenpublikum in den Kirchen und Kapellen? Sie kommen ja nicht als Gemeindeglieder, auch nicht nur als Touristen. Sie kommen als Suchende, Fragende, Neugierige, Wissenshungrige. Sie kommen als Einzelne und sie suchen etwas in den Räumen. Die Kirche selber ist die Botschaft. Es ist nicht, jedenfalls nicht in erster Linie, die Botschaft, die in ihr verkündigt wird, die anzieht.“⁹

Er folgert daraus zwei Thesen: (1) „Die Kirchen sind heute nicht mehr nur und ausschließlich ein Haus der Gemeinde (*domus ecclesiae*), sondern auch ein Haus für einzelne Menschen (*domus hominis religiosi, spiritualis et aesthetici*), die in ihnen unterschiedliche Erfahrungen machen. Die Besucher kommen und erfahren die Kirchen religiös, spirituell, ästhetisch, auch politisch (...) oder (...). Diese unterschiedlichen Bezugnahmen können sich in den meisten Kirchen entfalten, weil diese Kirchen ein weites Dach haben (...). Kirchen sind Hybridräume der Transzendenz. Die zweite These „betrifft die Gemeinsamkeit dieser verschiedenen Arten, den Kirchenraum zu deuten und zu erfahren. Was die vielfältigen Bezugnahmen verbindet, ist die Erfahrung einer Überschreitung und Weitung des eigenen Daseins. Ein roter Faden zieht sich durch diese Erfahrungen. Das gemeinsame Thema ist die Sehnsucht nach Transzendenz, nach etwas, das über den eigenen Horizont hinausgeht. Eine Daseinsweitung, die nicht irgendetwas betrifft, sondern das eigene Selbst und die sich dieses Selbst nicht selber geben kann. Hans Joas nennt diese Erfahrungsdimension, die unsere gesamte Kultur durchzieht, die Dimension der Selbsttranszendenz. Er meint mit diesem Begriff eine Transzendenz des Selbst (gen. obj.), die das Selbst betrifft und überschreitet, keine Transzendenz, die das Selbst leistet oder macht (gen. subj.).“

Österliche Dimension in der Gestaltung von Kirchenräumen

Adalbert Stifter spricht im dritten Band seines Romans „Der Nachsommer“ (1857) über Kunst. Dabei taucht die Frage auf, warum einige Künstler von ihren Zeitgenossen nicht verstanden und erst von der Nachwelt gewürdigt worden sind. „Nach Jahrzehnten denkt man und fühlt man wie jene Künstler, und man begreift nicht, wie sie konnten missverstanden werden. Aber man hat durch diese Künstler erst so denken und fühlen gelernt.“ Stifter schreibt dabei der Kunst mehr zu, als Philosophie und Theologie damals der Kunst zugetraut haben. Künstler lehren uns denken und fühlen und sind darin den Propheten ganz ähnlich. Früher, so heißt es im „Nachsommer“ von Adalbert Stifter, hat man in einer schönen Kirche oder bei der Musik, das Leben, die Werte und auch den Glauben gelernt. Heute kann man vielleicht nur noch staunen darüber, und es wird applaudiert oder kritisiert.

„Christliche Gemeinde ist ein österliches Phänomen. Die Düsternis vieler neuer Kirchen und die am Material orientierte Architekturkonzeption verstellen leicht den Blick dafür, dass die Kirche durch die Ausgießung des Geistes gegründet wurde. Das Kreuz als Symbol reicht nicht aus, denn es bewirkte die Zerstreung der Jünger. Erst der Auferstandene führte die Jünger neu zusammen und durch die Begabung mit dem Geist entstand erst die christliche Kirche.“ (Thomas Erne) Deshalb sind die Dimension der Auferstehung und die Ausgießung des Geistes von großer Bedeutung, wenn es um die liturgische Inspiration für Kirchenräume geht, die als Versammlungsorte des wandernden Volkes Gottes verstanden werden. Ohne diesen Bezug zur Auferstehung und ohne dass der Geist erfahrbar wird, werden gottesdienstliche Versammlungen leicht zu einem Abbild der gesellschaftlichen Verhältnisse, ohne dass der Bezug zur

⁹ Thomas Erne, Orte der Selbsttranszendenz. Warum wir Kirchen brauchen, in: Deutsches Pfarrerverband 12/2015 – abrufbar im Internet unter <http://www.pfarrerverband.de/pfarrerblatt/index.php?a=show&id=3951> (22.02.2018)

Transzendenz erlebt und gelebt werden kann. Die Darstellung des Transzendenzbezuges ist die kreative Herausforderung, die der moderne Kirchbau an die Liturgie stellt.¹⁰ Und es ist der Geist, der die Steine baut, nicht umgekehrt. „Wo der Geist nicht lebendig ist, nicht wirkt und waltet, werden Dome und Museen zu Gedenkstätten der Vergangenheit, deren Schönheit traurig macht, weil sie tot ist.“¹¹

Spannungsräume

Kirchenräume sind Räume für die Gemeinschaft, aber nicht von geschlossenen Gesellschaften. Ein Kirchenraum ist nur dann im Sinne der Eucharistie, wenn er offen ist für den je größeren Gott (Transzendenz), wenn er verweist auf den je kleineren Gott im Armen und Geringen (Mt 25, 31-46) und wenn er einlädt zur Reise nach innen geht. „Die längste Reise ist die Reise nach innen.“ (Dag Hammarskjöld) Kirche und damit auch Kirchenräume sind Sakrament, d. h. Zeichen und Werkzeug der Gemeinschaft mit Gott und der Menschen untereinander. (LG 1).

„Das sind wie zwei Flöten mit verschiedenem Ton, aber der eine Geist bläst in beide, einer erfüllt sie beide, und sie ergeben keinen Missklang zusammen.“¹² Die zwei Flöten, die in einem Kirchenraum zusammen spielen sollten, sind die Flöte des Leidens und des Todes sowie die Flöte der Hoffnung und Sehnsucht nach Auferstehung und Vollendung. Würde nur die Melodie der himmlischen Vollendung gespielt, so würden die realen Leiden ignoriert und unverwandelt bleiben. Wäre nur das Lied vom Tod zu hören, würden sich Nekrophilie und Resignation breitmachen. Zwei Flöten spielen zusammen: die Flöte der Armut, der Klage, des Ausgesetztseins, und die Flöte der Lebensfreude, der Hoffnung, der Zuversicht und des Vertrauens. Seltsamerweise klingt dieses Zusammenspiel nicht falsch und schräg. Unerträglich würde es klingen, wenn die Flöte des Lebens mit dem Lärm der Abstumpfung, der Oberflächlichkeit, des Zynismus und der Resignation zusammenspielen müssten. Verrat und bloßer Schein wäre es, wenn wir aus der Zeit fliehen. „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“ (GS 1)

Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft

Eucharistie und Kirchenräume galten als das paradigmatische Medium zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Mensch, zwischen Freiheit und Bund, zwischen Einzelnem und Gemeinschaft, zwischen Wort und Fleisch, zwischen Leiden und Vollendung, zwischen Tod und Auferstehung. Die biblische, liturgische und theologische Tradition sieht in der Eucharistie die Synthese von Vergangenheit (Gedächtnis), Gegenwart (Realpräsenz) und Zukunft (Hoffnung)

¹⁰ Eckhard Bieger, Kirchbau in der Moderne. Gestalten mit Formen und Licht, in: Ders./Norbert Blome/Heinz Heckwolf (Hg.), Schnittpunkt zwischen Himmel und Erde. Kirche als Erfahrungsraum des Glaubens, Kevelaer 1998, 149-156, hier 152f.

¹¹ Joseph Ratzinger, Ein neues Lied für den Herrn. Christusglaube und Liturgie in der Gegenwart, Freiburg i. Br. 1995, 117f.

¹² „Illae sunt duae tibiae quasi diverse sonantes; sed unus Spiritus ambas inflat. Uno Spiritu implentur ambae tibiae, non dissonantur.“ (Augustinus, In Epistolam Joannis tractatus 9,9, in: Opera omnia (ed. Parisina altera, emendata et aucta), Paris 1836, Tomus III/2, 2577).

realisiert.¹³ Auch für die Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils ist *irdische* Liturgie als *Gedächtnis* der Heilstaten Gottes Teilnahme an der *himmlischen* Liturgie (SC 2.8). Die Eucharistie als erinnerndes, gegenwärtiges und eschatologisches Mahl galt als Wirklichkeit, in der die regionalen Kulturen, die sozialen Klassen und Gruppen, die unterschiedlichen Sprachen zusammenfinden. Jochen Hörisch spricht vom Abendmahl als Leitmedium unserer Kulturtradition, als Synthese von Sein und Sinn¹⁴. Die gelungene Synthese von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ist zentral für menschliches Selbstverständnis, für menschliche Freiheit und Intersubjektivität. Wenn der innere Zusammenhang von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft aufgelöst wird und wenn eine Dimension der Zeit (z. B. die Gegenwart) ausfällt, lösen sich menschliche Identität, aber auch Gemeinschaft und christlicher Glaube auf.

+ Manfred Scheuer
Bischof von Linz

¹³ „Sacramentum est et signum rememorativum ejus quod praecessit, scilicet passionis Christi, et demonstrativum ejus quod in nobis efficitur per Christi passionem, scilicet gratiae, et prognosticum, id est, praenuntiativum futurae gloriae.” (Thomas von Aquin, STh III,60,3 = DthA 29,10f.)

¹⁴ Jochen Hörisch, Brot und Wein. Die Poesie des Abendmahls, Frankfurt 1992, 13.